

Teseo La Marca

**Die fehlgeleitete
Islam-Debatte
und ihre Folgen.**

**Ein notwendiger
Realitäts-Check**

W E S T E N D

TESEO LA MARCA

Die fehlgeleitete Islam-Debatte und ihre Folgen

Ein notwendiger
Realitäts-Check

WESTEND

Impressum

Mehr über unsere Autoren und Bücher:
www.westendverlag.de

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.



1. Auflage 2025

ISBN 978-3-86489-456-5

© Westend Verlag GmbH, Waldstr. 12 a, 63263 Neu-Isenburg

Umschlaggestaltung: Buchgut Berlin

Satz: Publikations Atelier, Weiterstadt

Druck und Bindung: Friedrich Pustet GmbH & Co. KG,

Gutenbergstraße 8, 93051 Regensburg

Printed in Germany

Inhalt

Einleitung

Ein Gott mit 99 Namen 7

Kapitel 1

Ohne Islamdebatte kein Deutschland?

Die Schieflagen im deutschen Islamdiskurs 23

Die Haltung zum Islam als europäische
Selbstvergewisserung 23

Die Blindspots der deutschen Islam-Debatte 26

Die brachliegende innermuslimische Debatte 30

Wie Rechte und Islamisten einander befeuern 35

Die Feinde der offenen Gesellschaft 38

Keine Toleranz für Intoleranz 41

Kleine Chronik des deutschen Islamdiskurses 43

Irakisches Intermezzo:

Eine Reise ins Herz des schiitischen Islam 58

Kapitel 2

Der gelebte Islam der Gegenwart und seine Widersprüche 69

Die Doppelgesichtigkeit des Islam 69

Der Aufstieg des Fundamentalismus 73

Allahs ewiges Wort und die Jagd auf einen
türkischen Theologen 85

Der Sufismus, das vergrabene Herz des Islam 92

Der frühe Islam: Wie die Politik in die Religion kam 96

Religion oder Herrschaftsmodell? 104

Kapitel 3

Muslimisches Leben in Deutschland 113

Die gesplante Moschee 113

Moscheen: Orte der Abschottung oder der Integration? 120

Die Vielfalt des Islam in Deutschland	123
Wie fremde Staaten einen eigenständigen Islam in Deutschland verhindern	130
Religiosität als Problem?	135
Perspektiven eines deutschen Islam	140

Kapitel 4

Muslimen unter Druck	149
Das Wahl-Dilemma	149
Die Moderaten in der Zwickmühle	154
Medien und Muslimen: Brauchen gute Geschichten einen Feind?	158
Platz im Maschinenraum, aber nicht an Deck	162
Wie islamistische Kräfte von der Ausgrenzung profitieren	169

Kapitel 5

Linke Islamversther	175
Wer solche Freunde hat, braucht keine Feinde	175
Kopftuch oder kein Kopftuch, das ist (nicht) die Frage	180
»Islam-Gauchismus«: Die unselige Allianz zwischen linken Akademikern und islamischen Fundamentalisten	189
»Es gibt kein Islamismus-Problem«:	
Eindrücke aus einer deutschen Fakultät	197

Kapitel 6

Kluge Debatte, kluge Politik	205
Welcher Islam gehört zu Deutschland?	205
Von einer geschlossenen zu einer offenen Debatte	210
Vom ausländischen zu einem »einheimischen« Islam	214
Eine neue Balance zwischen Integration und Sicherheit	218
Die beste Islamismus-Prävention leisten Muslimen	226
Faire Berichterstattung in den Medien	230
Vernünftige Grenzen in der Migrationspolitik	233

Fazit

237

Danke und dschazakallah ... 241

Glossar 243

Anmerkungen 247

Einleitung

Ein Gott mit 99 Namen

In den Moscheen, vor allem beim Gebet, falle ich immer noch auf. Als jemand, der das Ganze erst seit Kurzem gelernt hat. Meine Knie schmerzen, wenn ich auf meinen Fersen sitze, ich schweige, während andere gelassen Gebetsformeln aufsagen, und beim *Sudschud*, dem Teil des Gebets, wo man sich vor Gott niederwirft, bis die Stirn den Boden berührt, beuge ich mich zu schnell nach vorn, sodass ich mir trotz weichen Teppichbodens eine halbe Gehirnerschütterung zuziehe. Am Ende des Gebets rappele ich mich mit knirschenden Gelenken hoch und beobachte mit Bewunderung, wie die anderen Moscheebesucher aus dem Fersensitz aufstehen: so geschmeidig und mühelos, als würden sie an einer unsichtbaren Schnur in die Höhe gezogen werden.

Das erste Mal habe ich in der siebten Schulstufe von der Religion und dem Land gehört, die später zu meinem zweiten Zuhause werden sollten. Ich muss zwölf Jahre alt gewesen sein, als wir im Unterricht diese Doku sahen. Es ging um die Islamische Revolution im Iran. Ein Bild blieb mir besonders in Erinnerung: eine streng und zugleich traurig blickende junge Frau auf einem Gehsteig, ihr Gesicht umrahmt von einem schwarzen Tschador, dem iranischen Ganzkörperschleier, hinter ihr graue Hochhäuser, dichter Autoverkehr, Smog. »Die Iranerinnen müssen sich seit 1979 gemäß den Scharia-Gesetzen verhüllen, kein einziges Haar darf unter ihrem Schleier hervorschauen«, erklärte eine männliche Erzählerstimme aus dem Off die Szene.

Aufgewachsen in einem Südtiroler Bergdorf, wusste ich damals nichts vom Islam, nichts von seinen Vorschriften und seiner Groß-

zügigkeit, nichts von seiner Strenge und seinen unzähligen Auslegungen. Die Frau, die ich da sah, und ihr traurig-strenger Blick, ein Gesicht der religiösen Unterdrückung, war mir so fremd und so fern wie die Erzählungen von Inquisition und Hexenverfolgung im Geschichtsunterricht. Trotzdem fragte ich mich hinter meiner Schulbank: Was würde dieser Frau wohl passieren, wenn doch ein paar Haarsträhnen unter ihrem Schleier hervorblitzten? Was, wenn sie sich dazu entschied, den Schleier ganz abzulegen?

Etwa 17 Jahre später, am 3. Juni 2021, standen meine iranische Partnerin und ich, begleitet von ihrem Onkel Ali, in einem mit Teppichen ausgepolsterten Büro in der Stadt Isfahan in Zentral-Iran. Vor dem Eintreten hatten wir uns die Schuhe ausgezogen. Jetzt warteten wir auf den Mullah, der mich zum Muslim machen würde.

Eigentlich müsste Onkel Ali entzückt darüber sein. Er ist ein tiefgläubiger Muslim, er hält den Fastenmonat Ramadan ein, betet jeden Tag und wird manchmal traurig, wenn er sieht, was für ein unfrommes Leben seine allein lebende Tochter, die Cousine meiner Frau, in Teheran führt, mit Jungs, Hauspartys und Alkohol. Trotzdem würde es ihm nie einfallen, ihr etwas vorzuhalten.

»Es gibt keinen Zwang in der Religion«, zitiert er manchmal den Koran (Sure 2:256), um seine Toleranz zu rechtfertigen. Heute aber waren wir nicht ganz freiwillig hier, und das wusste er.

Der Mullah kam und bat uns in sein Zimmer. Er war ein bärtiger Mann mit kleinen funkelnden Augen und dem süffisanten Lächeln eines Mannes, der neben dem Heiligen auch Humor zu schätzen weiß. Jetzt, als es ernst wurde, wollte er es genau von mir wissen: »Konvertieren Sie, weil Sie vom Herzen den Islam lieben? Oder machen Sie das nur, um Ihre Verlobte heiraten zu dürfen?«

Ich hatte ein ungutes Gefühl, wie ein Hochstapler kurz vor dem Auffliegen.

Meine heutige Frau und ich waren damals seit vier Jahren zusammen, lebten und studierten gemeinsam in Europa. Doch wir flogen regelmäßig in ihre Heimat Iran, besuchten ihre Familie, die aufgeschlossen ist und unsere Beziehung von Anfang an guthieß.

Ich hatte inzwischen Persisch gelernt, und meine Aufenthalte im Iran nutzte ich auch, um Interviews und Reportagen zu recherchieren, die ich als Journalist an deutschsprachige Medien verkaufte. Iran, das war für uns nicht nur Familie und strikter Gottesstaat, sondern eine jahrtausendealte Kultur, unvergessliche Landschaften und unbändiger Spaß. Denn trotz Sittenwächter wissen die Iranerinnen und Iraner das Leben zu genießen. In Teheran zogen wir von Hausparty zu Hausparty, tanzten mit persischem Hüftschwung und tranken hausgemachten Maulbeerenschnaps. Wir konnten daher kaum behaupten, wie fromme Muslime zu leben.

Doch genauso wie der Schnaps war auch unsere Beziehung laut iranischem Gesetz verboten. Wird man im Iran dreimal mit Alkohol erwischt, droht einem die Todesstrafe. Ähnlich gefährlich ist hier die Liebe, wenn sie nicht regelkonform gelebt wird. Die Scharia-Gesetze, die nach der Islamischen Revolution 1979 eingeführt wurden, sehen für voreheliche Beziehungen zwischen einer Muslimin und einem Nicht-Muslim die Todesstrafe vor. Weil uns das auf Dauer zu riskant war, beschlossen wir zu heiraten. Doch da war ein weiteres Hindernis: Im Islam ist es einer Muslimin verboten, einen Nicht-Muslim zu heiraten. Also musste der Nicht-Muslim – ich – erst mal Muslim werden.

»Natürlich will ich den Islam von Herzen annehmen«, stammelte ich auf Persisch auf die Frage des Mullahs. Die Lüge stand mir ins Gesicht geschrieben. Doch der Mullah nickte zufrieden, mehr wollte er von mir gar nicht hören.

Von da an ging alles ruckzuck. Der Mullah rezitierte ein paar Sätze auf Arabisch, langsam und Wort für Wort, ich wiederholte sie. Der wichtigste Teil war die *Schahada*, das islamische Glaubensbekenntnis: »Es gibt keinen Gott außer Allah und Mohammed ist sein Prophet.« Es war vollbracht: Ich war jetzt Muslim. Der Mullah überreichte mir noch einen Koran und eine kleine, erstaunlich unscheinbare Urkunde, darauf standen mein alter und mein neuer muslimischer Name: Mustafa.

Später würde mir eine jüdische Kollegin entsetzt berichten, wie schwer es für ihren Partner war, zum Judentum zu konvertieren:

heilige Texte studieren im mehrmonatigen Konversionskurs, das Mikveh-Ritual durchmachen und, nicht zuletzt, sich beschneiden lassen. Wie unkompliziert und pragmatisch war dagegen der Islam? Ich schätzte es in diesem Moment sehr.

Die Geschichte eignete sich, wenn ich mit Freunden darüber sprach, als unterhaltsame Anekdote. Wenn ich sie in der Einleitung zu einem Sachbuch über die deutsche Islam-Debatte erzähle, hat das aber auch einen anderen Grund. Sie zeigt die Perspektive, aus der ich als Autor dieses Buch schreibe.

Als konvertierter Muslim bin ich gewissermaßen ein Insider, meine neue muslimische Identität – zumindest auf dem Papier – hat mir in den darauffolgenden Jahren, bei meinen Recherchen über den Islam, viele Türen geöffnet. Andererseits habe ich weiterhin einen Außenblick auf das Thema, ich bin nicht muslimisch sozialisiert und ungelenkt stelle ich mich nicht nur beim Gebet an. Ich habe auch nicht die Diskriminierungen erlebt, die das Leben vieler Muslime in Deutschland prägen, oder die Anfeindungen, die progressiven Muslimen durch ihre fanatisierten Glaubensgeschwister entgegenschlagen. Ich schreibe also in dieser Hinsicht aus einer privilegierten Perspektive. Und trotz der Türen, die mir meine Konversion öffnete, bin ich letztlich nur auf dem Papier Muslim geworden, weil es das Scharia-Gesetz im Iran so verlangte.

Diese Transparenz ist wichtig, insbesondere bei diesem Thema. Denn der Islam ist in Deutschland nicht nur eine Religionsgemeinschaft, er ist identitätspolitischer Sprengstoff. Die Frage, ob und in welchem Ausmaß »der Islam zu Deutschland gehört«, polarisiert. Laut einer Studie der Bertelsmann Stiftung aus dem Jahr 2024 sieht über die Hälfte der deutschen Bevölkerung im Islam eine Bedrohung, 58 Prozent der nichtmuslimischen Befragten hätten ein Problem damit, in einen Stadtteil mit vielen Muslimen zu ziehen.¹ Antimuslimische Vorfälle, vor allem in den letzten zwei Jahren, nehmen in erschreckendem Ausmaß zu, was zumindest teilweise mit der Eskalation in Nahost zusammenhängt, die auch in Deutschland zu einem feindseligeren Klima beigetragen hat. 2023

erfasste die Kriminalstatistik 70 Angriffe auf Moscheen und über 1000 antimuslimische Straftaten, mehr als doppelt so viele wie im Vorjahr.²

Hass und Hetze gegen Musliminnen und Muslime werden immer offener ausgelebt. Das liegt an tiefstehenden, historisch verankerten Ressentiments, aber nicht nur. Wie ich in diesem Buch zeigen will, haben wir es noch nicht gelernt, kritisch und zugleich respektvoll über den Islam zu sprechen. Rückständig Weltanschauungen entschieden abzulehnen, aber deren Anhänger weiterhin als Mitmenschen ernst zu nehmen. Wer gegen die weitverbreitete Islamfeindlichkeit Stellung beziehen will, tendiert häufig zum anderen Extrem: Man verschweigt, verharmlost, bagatellisiert.

Der Islam bleibt in Deutschland ein Thema, an dem man sich leicht die Finger verbrennt. Den einen ist man zu islamfreundlich, den anderen zu kritisch, ja rassistisch. Manche reden rund um die Uhr vom Islam, als wäre er der Ursprung oder die Lösung aller Probleme, andere sprechen einem grundsätzlich die Berechtigung ab, als Angehöriger der Mehrheit über eine Minderheit zu sprechen. Wer nicht Gefahr laufen will, als politisch unkorrekt durchzugehen, sagt lieber gar nichts. Dabei ist der Redebedarf in der Tat enorm.

Die ungeklärten Fragen sind unzählige: Sind der real gelebte Islam und eine offene Gesellschaft miteinander vereinbar? Wenn nein, lässt sich der Islam reformieren? Wenn ja, unter welchen Bedingungen? Was meinen wir überhaupt, wenn wir von »dem« Islam sprechen? Woher stammen die Gewalt, die Unfreiheit und die Stagnation in großen Teilen der heutigen islamischen Welt? Und wie kann man verhindern, dass diese Probleme mit der Migration auch nach Deutschland gelangen?

Wenn es richtig ist, dass der Islam zu Deutschland gehört, dann müssen bei diesen Fragen auch alle mitreden können, Muslime und Nicht-Muslime, Gläubige und Religionskritiker. Es ist nur wichtig klarzustellen, aus welcher Perspektive man spricht. Welche Sozialisierung, welche Erfahrungen prägen den eigenen Blick? Ist man selbst religiös? Warum äußert man sich dazu?

In Europa wurde ich oft gefragt, wie ich so leichtfertig zu einer anderen Religion konvertieren konnte. Ob das nicht bedeutete, meine Wurzeln zu leugnen.

Doch zum Zeitpunkt der Konversion war ich längst kein gläubiger Christ mehr, Kirchen betrete ich allenfalls als Tourist mit gezücktem Smartphone. Persönlich finde ich es manchmal bedauerlich, dass das Wort »Gott« in der wissenschaftlich-materialistischen Kultur, aus der ich stamme, fast einen obszönen Beigeschmack hat und dass grundlegende Fragen unserer Existenz – »Woher kommen wir und wohin gehen wir?« – so suspekt klingen wie eine Verschwörungstheorie.

Noch befremdlicher finde ich es aber, diese menschlichen Fragen mit allzu einfachen, dogmatischen Antworten abzuspiesen, die den Anspruch haben, absolute, ewig gültige Wahrheiten zu sein. So wie es die drei großen monotheistischen Religionen tun. Ich habe mich also persönlich schon längst vom Christentum verabschiedet. Von der Karteileiche in einem Verzeichnis der katholischen Kirche bis zum Muslim auf Papier war es kein großer Schritt mehr.

Auch dem Islam näherte ich mich mit der Neugier eines Skeptikers. Mich fasziniert, wie Ideen von Gott und Jenseits, jene metaphysischen Fragen, die der wissenschaftlich-materialistische Westen völlig marginalisiert hat, in anderen Teilen der Welt noch der alles entscheidende, allgegenwärtige Faktor des täglichen Zusammenlebens sind. Zugleich befremdet es den Säkularen in mir, wie dieser Einfluss teilweise bis in die höchsten Kammern der Politik reicht, wo keine Entscheidung ohne Rücksicht auf religiöse Befindlichkeiten fallen kann. Gerade jetzt, wo ich diese Zeilen schreibe, hat der Irak, ein Land, das den Spruch »Gott ist groß« auf seiner Nationalflagge trägt, ein neues Gesetz verabschiedet, wonach 9-jährige Mädchen zwangsverheiratet werden dürfen.³

So etwas verstärkte meine Neugier aber nur. Der Widerspruch zwischen der menschlichen Sehnsucht nach Freiheit und dem Bedürfnis nach klaren Anweisungen ist eines der großen Themen unserer Zeit – und vor allem im Islam allgegenwärtig. Nach meiner Konversion las ich den Koran und besuchte muslimische

Communitys in Deutschland – von Gemeinden, in denen der Imam jüdische Rabbis einlädt und den Koran im Kontext seiner historischen Entstehung interpretiert, bis hin zu Moscheen, die der islamistischen Muslimbruderschaft oder dem iranischen Regime nahestehen. Ich sprach mit führenden muslimischen Denkern im deutschsprachigen Raum und reiste als Pilger gemeinsam mit 20 Millionen Gläubigen nach Kerbela im Irak, der heiligsten Stadt der schiitischen Muslime, dem Ziel der größten jährlichen Pilgerfahrt der Welt.

In den Moscheen beeindruckte mich die Lässigkeit, mit der die Gläubigen ihre Kinder herumlaufen ließen oder selbst an ihrem Handy herumspielten. Was ich hier erlebte, waren keine gestrengen Gotteshäuser, sondern eine Zuflucht vor dem Alltag, ohne die christliche Manie, Heiliges und Profanes zu trennen. Das hatte folglich nichts mit der zugeknöpften Feierlichkeit zu tun, die ich von den katholischen Kirchen kannte.

Andererseits befremdete mich die vorherrschende muslimische Eigenart, an religiösen Geboten und Verboten, vom Kopftuch bis zum genauen Ablauf der rituellen Waschung vor dem Gebet, auf fast schon obsessive Weise festzuhalten.

Es ist eine unbequeme Wahrheit, die im öffentlichen Diskurs viel zu oft unterschlagen wird: Der Fundamentalismus, also das Beharren auf einer wortwörtlichen Auslegung und auf dem absoluten Wahrheitsanspruch der heiligen Schriften, ist im Islam weiter verbreitet als im Christentum und im Judentum. Das haben empirische Forschungen in Ländern mit muslimischer Mehrheit, aber auch in muslimischen Communitys in Europa mit erschreckender Deutlichkeit nachgewiesen (dazu mehr in Kapitel 2). Der islamische Fundamentalismus führt in Pakistan, in Iran, in Saudi-Arabien, in der Türkei, in Nigeria, in Afghanistan dazu, dass Menschen im Namen der Religion unterdrückt, gefoltert und getötet werden. Und er hat über die Migration seinen Weg auch nach Deutschland gefunden.

Eine persönliche Begegnung mit dem islamischen Fundamentalismus war auch ausschlaggebend für die Idee, dieses Buch zu schreiben.

Der Vorfall passierte im Oktober 2022 auf einer Hauptstraße Isfahans, der drittgrößten iranischen Stadt, der Heimatstadt meiner heutigen Frau. Tausende Iranerinnen taten in jenen Tagen etwas, was bis dahin unvorstellbar schien: den Schleier, der ihnen aufgezungen wurde, ablegen, ihn verbrennen, zum Sturz der verhassten Mullahs aufrufen.

Kurz zuvor, Ende September, hatten meine Frau und ich im Iran geheiratet. Es sollte ein großes Fest werden, auf dem wir iranische und deutsche Traditionen vereinen wollten, den persischen Messtanz der Brautschwester und die Hochzeitsspiele, die in Europa üblich sind.

Doch dann geschah das, was im Iran der Mullahs und Sittenwächter eigentlich nur noch eine Frage der Zeit war.

Mitte September, kurz vor unserem Hochzeitstermin, war eine junge Frau aus den kurdischen Gebieten in West-Iran bei ihrem Bruder in Teheran zu Besuch. Sie hieß Mahsa Dschina Amini und sie trug ihren *Hidschab*, genau wie es das Gesetz verlangte, nur nicht so streng, wie manche religiösen Hardliner es gerne hätten. Ein paar Haarsträhnen schauten hervor, nichts Besonderes, so trug auch damals schon die Mehrheit der Frauen in Teheran das obligatorische Kopftuch. Farbenfroh und leicht, als wäre es nur ein modisches Accessoire.

Eine Streife der Sittenpolizei wurde trotzdem darauf aufmerksam. Die Beamten verhafteten die Frau und brachten sie auf die Polizeiwache und misshandelten sie. Kameraaufnahmen zeigen, wie Amini auf der Polizeistation zusammenbrach, sie fiel ins Koma, musste in ein Krankenhaus eingeliefert werden. Trotz strenger Überwachung gelang es einer Journalistin in den nächsten Tagen, die im Koma liegende Frau zu besuchen und Fotos von ihr zu machen. Die Aufnahmen zeigten ein bläulich gerötetes Ohr, deutliche Spuren von Gewalt. Kurz darauf, am 16. September, starb Mahsa Dschina Amini an ihren Verletzungen.

Iranische Freunde sagten mir, sie hätten sich in jenen Tagen so gefühlt, als sei ihre Schwester gestorben. Fast jeder hat im Iran staatliche Demütigungen und Gewaltexzesse im Namen der Religion am eigenen Leib erlitten.

Die Wut über Jahrzehnte der islamistischen Gängelung entlud sich in landesweiten Protesten, die zu den heftigsten in der damals 43-jährigen Geschichte der Islamischen Republik gehören. Frauen zogen gemeinsam mit ihren Landsmännern durch die Straßen und taten Dinge, die ihnen immer verboten waren: Sie zogen ihre Hidshabs aus, verbrannten sie als Symbol der Unterdrückung, tanzten und sangen in der Öffentlichkeit – selbst das ist iranischen Frauen verboten – und riefen »Frau, Leben, Freiheit«, den Slogan der Protestbewegung. Schnell erfassten die Aufstände das ganze Land.

Um die Proteste niederzuschlagen, schaltete die Regierung in diesen Tagen das Internet ab. In den Morgenstunden, als es ein bisschen Empfang gab, sahen wir in den sozialen Medien die Schreckensvideos und -berichte vom vergangenen Tag: Regimekräfte, die einzelne Demonstrantinnen von ihrer Gruppe abtrennten, sie in dunkle Gassen verfolgten und sie dort zu Tode prügelten; aber auch Demonstranten, die anderswo so zahlreich und verzweifelt waren, dass sie die hochbewaffneten Regimekräfte übermannten. Und wir, die vorerst nur zuschauten. In den nächsten Tagen waren wir ausschließlich damit beschäftigt, für die Sicherheit derjenigen Gäste zu sorgen, die trotz Reisewarnungen aus Europa anreisten: ein paar abenteuerlustige Freunde, meine Eltern und meine 80-jährige Großmutter.

Die Hochzeit selbst fand auf einem abgeschotteten Anwesen außerhalb der Stadt statt, umringt von haushohen Lehmmauern und bewacht durch drei hünenhafte Sicherheitsmänner. Hier konnte man feiern, wie man wollte. Frauen im Abendkleid, Männer mit Cocktailgläsern in der Hand, ein DJ und eine große Tanzfläche, auf der alle gemeinsam tanzten. All das ist in der Islamischen Republik eigentlich verboten. Doch der Hochzeitsplaner hatte uns beruhigt: »Die Polizei wird keine Probleme machen.« Mit Kontakten und der richtigen Summe Bargeld lässt sich offensichtlich auch die strikteste Moral schmieren.

In den ersten Oktobertagen reisten unsere Gäste wieder ab. Entgegen unseren Erwartungen wurden die Proteste jetzt noch heftiger. Und auch die Repression wurde brutaler. Am 3. Oktober